

# Landesbibliothek Oldenburg

## Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-68371](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-68371)

# Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 9. November 1847.

N<sup>o</sup> 90.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in  $\frac{1}{2}$  Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

## Nadeln.

(Fortsetzung.)

Nähnadeln sind solide Spießbürger. Beide hochgebirte Figuren spielen im Leben nur Statistenrollen, lassen sich jedweden Faden, sobald er nicht allzugrob ist, geduldig einnähen und maschinenmäßig hinschieben, wo man den Faden haben will. Ihren etwaigen widerspenstigen Sticheleien begegnet man von oben herab mit einem Fingerhut. Nähnadeln sind stimmlose Geheimschreiber, fleißig und folgsam, gewandt, aber kopflos, stumpfen bald ab, werden gebrechlich, vom Staate und Amte suspendirt, pensionirt und weggeworfen. Nähnadeln sind Schneider . . . Halt! Auf die Schneider bin ich so pikirt, daß ich ihr ganzes Handwerk unbeachtet lassen möchte. Hab' ich mich lange Jahre kindlich gefreut auf die allerneueste Mode, auf einen ungenähten Rock! Ich bin von der mangelhaften Zusammensetzung unserer modernen Kleider in ihrer ganzen Haltlosigkeit längst überzeugt. Rock, Hosen, Westen, Stiefel . . . Alles was Nähte hat, offenbart stets ein rückwärts-hinreichendes Streben nach Deffentlichkeit und Mündlichkeit, und sollte höchst — conservativ gesinnt sein. Und sie würden es sein, wenn die Schneider, wie ehemals zu Culenspiegel, nach Trier gewallfahrt wären, würden es sein, wenn das originelle Muster in Paris ausgestellt gewesen wäre, damit es die Moded Journale in die Mode gebracht hätten. Diese Rathlosigkeit dürfte in jeder Beziehung das Meiststück der Erfindung des 19. Jahrhunderts sein — in welchem einmal alle schlechten Nähte plagten wollen — ausgenommen im Blindwerk und dem feinen Flickwerk jesuitischer Nähnadeln, deren Stiche und Fäden man bekanntlich mit unbewaffneten Augen nicht bemerkt. Aber in ökonomischer, industrieller und medizinischer Hinsicht — wie wichtig! Und nun gar in politischer

Beziehung! Das wäre z. B. Deutschland, wenn es so einen ungenähten Rock an hätte! — Der größte Schneider und Nadelheld seiner Zeit war Napoleon. Er nahm der ganzen Welt das Maß und nähte mit Schwertern und Bajonetten — Königreiche zusammen. Aber er hatte schlechten Zwirn dazu genommen — die Nähte plagten wie Glacehandschuhe während des Anprobirens oder lohnpfotenhauerischen Beifallkatschens. Seitdem hütet sich jeder politische Schneider möglichst vor überwindlichen Stichen und beschränkt seine Kunst auf — Knopflöcher.

Jedem, der an Welt Schmerz und Zerissenheit leidet, empfehle ich die Stopfnadel. Es ist selten ein Loch so zerlegt, daß es nicht von geschickter Hand wieder gestopft werden könnte. Geht nur bei den Frauen in die Schule, die verstehen! Frauen bringen oft den Mann „auf den Strumpf“ — hinter noch müssen sie den zerrissenen wieder stopfen. Verwandte sind uneins, die Frau wirft sich ins Mittel. Sie sädel den glattesten Faden in ihre Stopfnadel, wickelt ihn mit dem Rosa-Wachs der Versöhnung und bald ist die ganze Sippchaft wieder ein Herz und eine Seele. —

(Fortsetzung folgt.)

## Polizeitagen. \*)

Es gab eine Zeit im weiland sieben deutschen Reiche, wo die Polizei, vielleicht von der öffentlichen Stimme dazu gedrängt, ihre Wohlfahrtsbestrebungen soweit ausdehnte, daß sie vorschrieb, in welche Stoffe Jeder sich kleiden, wie viele Gerichte er bei besonderen Gelegenheiten höchstens auf seiner Tafel haben sollte und dergleichen. Unsere ältern Gesetze enthalten Vorschriften dieser Art in Menge. Dies war auch die Zeit der

\*) Als Billföhrung der hierauf bezüglichen „Bitte“ in der vorigen Nummer d. Bl.



f. g. Polizeitaren, durch welche der Preis der hauptsächlichsten, zu den menschlichen Lebensbedürfnissen dienenden Waaren festgesetzt wurde. Noch nach dem deutschen Reichsschlusse von 1668 sollte eine Taxe für alle Krämeri-Waaren angeordnet werden.

In anderen Ländern ward eben so verfahren. Ja, noch am Ende des vorigen Jahrhunderts segte die Schreckenregierung während der französischen Revolution einen höchsten Preisatz für alle zu den menschlichen Bedürfnissen gehörende Waaren fest, und ward die Ueberschreitung dieses Satzes bei Todesstrafe verboten. Allein vergebens. Die Natur der Dinge, die Gesetze des menschlichen Verkehrs, ewig wahr wie Regeln der Mathematik, brachen und brechen sich überall Bahn und schon längst ist das Ueberflüssige und Nachtheilige derartiger Polizeitaren eingesehen. Geläuterte volkswirtschaftliche Begriffe haben zu der Ueberzeugung geführt, daß die Concurrenz unablässig bemüht ist, den Preis einer jeden Waare auf den niedrigsten Satz herabzudrücken, und daß es eben so widersinnig wie unausführbar sein würde, wenn man durch Polizeitaren den durch die Concurrenz sich herausstellenden Preis erhöhen oder erniedrigen wollte. Nur in den Fällen, wo in Folge zumstümiger oder sonstiger Beschränkungen die Concurrenz nicht frei sich entfalten kann, hat man in einigen Ländern und auch bei uns in verschiedenen Districten für die ersten menschlichen Lebensbedürfnisse, namentlich für Brod und Fleisch, eine Taxe eingeführt. Daß die Polizei berechtigt ist, das Publikum gegen die mehr oder minder geschlossene Anzahl der Bäcker und Schlächter durch solche Taxen zu schützen, möchte nicht zu bezweifeln sein. Mehr zweifelhaft ist aber der Erfolg dieser Taxen und zwar wegen der Schwierigkeit in der Festsetzung. Es läßt sich zwar leicht für das Verbacken und Auszuschlachten von etwa je 100 Pfund ein bestimmter Satz als Gewerbsgewinn feststellen. Aber das ist das wenigste. Die Hauptsache ist, mit der Taxe den jedermaligen Schwankungen der Getreide- und Viehpreise zu folgen. Die Viehpreise sind aber außerordentlich verschieden je nach der Größe, Fettigkeit u. d. Thiere, und der Preis jedes einzelnen Pfund Fleisches muß sich beim Verkaufe außerdem noch nach der größeren oder geringeren Knochenzugabe und den vielen weiteren Unterscheidungen richten. Bei den Bäckern sind außer dem Getreidepreise der größere oder geringere Mehlsgehalt und die Zuthaten in Betracht zu ziehen und genau zu berechnen.

Will man nun unter Berücksichtigung aller dieser Umstände die Aufstellung einer Taxe versuchen, so muß man diese immer eher zu hoch als zu niedrig machen. Es fällt dies sofort in die Augen. Denn bei einer um etwas zu hohen Taxe vertheilt sich der Nachtheil unmerklich auf Viele, aber eine etwas zu niedrige Taxe kann schon wenige Gewerbtreibende ruiniren.

Daher rührt denn die gewöhnliche Erscheinung, daß die Taxen fast immer zu hoch sind und daß man, nachdem sie eine Zeitlang bestanden haben, einseht, wie viel besser es gewesen wäre, wenn man gar keine

Taxe gehabt hätte. Nun dringt man auf Aufhebung der Taxen. Hat aber die Aufhebung eine Zeitlang bestanden, sind inzwischen andere Personen in die Gemeinde-Vertretung und Verwaltung gelangt, welche die früheren Erfahrungen nicht miterlebt haben, so führt man die Taxen wieder ein, was denn freilich auch wiederum nur seine bestimmte Zeit dauert.

So geht es mit der Brod- und Fleischtaxe nicht bloß hier in Oldenburg, der Stadt Zeven, sondern auch in den meisten Städten Deutschlands, wo nicht eine unbeschränkte Gewerbefreiheit herrscht. Man schwankt fortwährend zwischen der Einführung und Wiederaufhebung und bei jeder Maßregel will man durch die jüngste Erfahrung gewigtigt worden sein.

Uns scheint die in gegenwärtiger Sache in den Städten Oldenburg und Zeven zur Zeit bestehende Einrichtung, nach welcher jene Gewerbtreibenden sich selbst die Taxe zu setzen und einzuhalten verpflichtet sind, auszureichen, zumal die Zulassung neuer Bäcker und Schlächter doch nicht übermäßig erschwert ist. Aber freilich, jedes Ding hat seine Schattenseite und nur in einer vollkommenen Gewerbefreiheit wird die Frage aufs vollkommenste beseitigt.

### Die „Adligfreien“!

„Es erben sich Gesetz und Rechte  
Wie eine ewige Krankheit fort!“

In unsrer guten Stadt Oldenburg giebt es viele Häuser, welche die Eigenschaft „adligfrei“ führen und deren Besitzer bekanntlich, eben dieser Eigenschaft wegen, kein Quartier- und Servicegeld zahlen. Daß solche Häuser höher im Werthe stehen und mehr gesucht sind, als andere, ist kaum zu erwähnen. Was es aber mit diesem „adligfrei“ für eine Bewandniß hat, das wissen wohl die wenigsten Besitzer solcher Häuser; das Recht ist eben da und hat sich vielleicht schon Jahrhunderte lang brieflich fortgeerbt, — wird sich auch, wenn nicht endlich mal dem Ding ein Ende gemacht wird, noch sehr lange fortzuschleppen. Es wäre daher an der Zeit, endlich mit Ernst an die Abschaffung dieses Docksbentels zu denken. Wie kommt ein Bürger dazu, für den andern Lasten zu tragen? — Genießt vielleicht der Belastete mehr Schutz als der Freie? — Ist dieß nicht der Fall, so müssen auch Alle gleichmäßig zahlen! Oder hat der Belastete vielleicht sonst etwas vor dem Adligfreien voraus? — Unsers Wissens nichts, als das Vergnügen, im glücklichsten Falle jährlich 12½ Thaler mehr zu den allgemeinen Lasten zahlen zu dürfen, als der Adligfreie; und warum? — das wissen die Götter — er braucht es nicht zu wissen, wenn er nur zahlt! In welchen Verhältnissen steht aber sehr häufig der Zahlungspflichtige? — das Haus, welches er besitzt — vielleicht ein sogenanntes „ganzes Haus“ — ist manchmal total verschuldet, oder es ist hinsichtlich seiner Größe mit einem andern, welches nur ein „halbes Haus“ genannt wird, gar nicht zu vergleichen, — vielleicht nur den 2ten, 4ten oder 5ten Theil so groß als jenes — und dennoch muß sein Besitzer doppelt so viel Quartiergeld zahlen als der

Besitzer jenes „halben“ Hauses, bloß aus dem Grunde, weil sein Haus ein „ganzes“ heißt. Ist das ein gerechtes Verfahren und unserer Zeit angemessen? — Der Adligfreie aber steht diesem verkehrten Rechtszustande mit lächelnder Miene zu und klopf dabei wohlgefällig an seine Tasche. Vor Zeiten mag er vielleicht für sein „adligfrei“ Verpfändung gehabt haben; die Verpfändung ist aber erloschen und die Vergünstigung geblieben. Aber auch die Vergünstigung muß weg und er muß gleiche Lasten mit seinem Mitbürger tragen; das gegenwärtige Verhältniß der Bürger bringt es so mit sich. Das Sprichwort sagt: Gleiche Brüder, gleiche Kappen! — also auch gleiche Steuern! — d. h. nach Vermögen und Einkommen! — Der Banndistrikt ist dem Gewerbetreibenden in der Stadt genommen — weil's wohl die Zeit mit sich brachte; die Zeit bringt aber auch, wie gesagt, mit sich, daß der sogenannte „Adligfreie“ kein Vorrecht mehr, wie ehemals, vor seinem Mitbürger habe. — Daß die „Adligfreien“ sich so lange erhalten, mag wohl seinen Grund darin haben, daß sie von jeher bessere Vertreter gehabt, als die Nichtadligfreien. Man weiß ja, daß ein Fuchs den andern nicht beißt. Und welche Vortheile genießt denn der Bürger in der Stadt von dem Militair? — die Vortheile kommen meistens dem Stadtgebiet zu gut.

Es ist wahrlich an der Zeit, daß endlich das alte Abgabensystem geordnet oder aufgehoben werde und ein neues geordnetes und geregelt an seine Stelle trete, wonach Jeder, — ohne Ausnahme — nach Vermögen und Einkommen steure. Die Erhaltung des Militairs kann der Stadt allein in einem solchen Grade wie bisher nicht mehr aufgebürdet werden — es ist die Landes- oder Staatsache, das ganze Land muß also dazu contribuiren. Und will das Land Garnisonen haben, gut, so gebe man sie ihm; wir werden dadurch wenig oder gar nichts verlieren. — Die Verhandlungen über diesen Gegenstand haben sich schon mehrere Jahre hingezogen und es ist noch kein Ende davon abzusehen. — Auch wir sind noch tüchtig im Particularismus befangen, das sehen wir da am deutlichsten, wenn mal bei allgemeinen Angelegenheiten das Einzelinteresse ins Spiel kommt; da ist sich Jeder selbst der Nächste.

Ein Nichtadligfreier.

### Der Beselerfonds.

Es thut jedem Freunde des Rechts wohl, wenn er den Blick nach außen, nach dem übrigen Deutschland, richtet und sieht, wie sich allenthalben so eifrig rührt, wie das Volk sich endlich die verdiente Anerkennung zu verschaffen strebt, wie Alles nach Deffentlichkeit ringt, und wie Einzelne unter der Menge der Streiter hervortragen, gleichsam als Vorkämpfer für das Wohl des Vaterlandes. Unter den letztern ist es namentlich Beseler, der in der letzten schleswigschen Ständeversammlung mit männlicher Ruhe und eiserner Konsequenz die Interessen seiner Landsleute verteidigte; daß er sich dadurch die Achtung von ganz Deutschland erworben, ist hinlänglich bekannt. — In Nr. 88 des

Beobachters nun eifert ein Herr Ego gegen die frühere und jetzige Bewegung Deutschlands zu Gunsten Schleswig-Holsteins und wirft ironisch die Frage auf, warum man Beseler nur „elende 50000 Thaler“ schicken wolle? — man müsse ihm wenigstens das Doppelte schicken, wolle man etwas Erkleckliches erzielen. — Das glaube ich nicht! — Herr Ego scheint mir ein rechter Ego — ist zu sein, er hätte wohl lieber selbst die 50000 Thaler genommen. — Die 50000 nehmen sich allerdings recht groß aus, sie sind es aber nicht in so hohem Grade, wenn man nur die Zinsen davon annimmt — und diese soll Beseler ja nur haben; rechnet man nur 3 Procent, so macht die ganze für ihn bestimmte Summe 1500 Thaler; gewiß nicht zu viel für einen Mann wie Beseler, der durch das, was er bei seinen eminenten Fähigkeiten und seiner guten Gesinnung in den Angelegenheiten Schleswig-Holsteins wirken kann, für dieses fast unentbehrlich ist, der aber auch durch Niederlegung seiner Advokatur sowohl seine als die Existenz seiner zahlreichen Familie dem Vaterlande opfern würde. Können wir nun, die wir wünschen und hoffen, daß er auch ferner mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften das Recht so vieler Vertheidigen möge, ein solches Opfer verlangen, ohne ihn dafür zu entschädigen? — und wie anders, als auf dem eingeschlagenen Wege, kann er für das Opfer, das er nicht allein Schleswig-Holstein, sondern dem ganzen Deutschland bringen soll, entschädigt werden? — Das mag uns Herr Ego sagen! — Leider! — ist es wahr, daß Männer wie Beseler, die in dem lieben Vaterlande zu zählen sind, nicht gerne gesehen werden, es werden Mittel und Wege erdacht, sie zu beseitigen, d. h. für die eignen Pläne unschädlich zu machen, — und man findet auch diese Mittel und Wege, und soll man sie vom Zaune brechen. — Soll dies uns aber entmuthigen? — sollen wir deshalb aufhören für das allgemeine Beste zu kämpfen, Jeder nach seinen Kräften? — muß es uns, wenn wir sehen, daß man uns — nämlich dem Volke — allenthalben hemmend entgegentritt, nicht vielmehr anfeuern, Alles daran zu setzen, Gut und Blut, um unser gutes Recht entweder aufrecht zu erhalten, oder, wenn es schon verloren ging, wieder zu erkämpfen? — Ich glaube, daß jeder wahre Vaterlandsfreund diese Meinung theilen und daß Niemand sich durch eine entgegengesetzte Ansicht von der guten Sache ablenken lassen wird, es müßte denn sein, daß ihm des Volkes Wohl und Wehe gleichgültig sei; dann sollte er aber auch lieber seine Gleichgültigkeit für sich behalten und kein Unkraut unter den Weizen säen.

Nos.

### Beselerfonds.

Es scheinen Einige vergessen zu haben, daß sie die im vorigen Jahre an die Schleswig-Holsteiner von hier erlassene Adresse unterschrieben und darin versprochen haben, dieselben in ihrem Kampfe gegen die dänische Propaganda, wenn es erforderlich, mit Gut und Blut unterstützen zu wollen. Sollte nicht Jemand im Stande sein, eine Abschrift der genannten Adresse mit den Unterschriften zu veröffentlichen, um so den Gedächtniß-



schwachen zu Hilfe zu kommen? Es läßt sich gewiß erwarten, daß dann jeder Unterschriftler seinem Versprechen auch nachkommen wird, um so mehr, da bei der Betheiligung am Beseleerfonds nicht von Aufopferung von Blut, sondern nur von Gut, d. h. von einigen Groschen die Rede ist. Mit Freuden kann hier mitgeteilt werden, daß dagegen viele unserer Mitbürger, — welche zwar dann nicht immer am Plage sind, wenn es sich um Worte handelt, die aber nicht fehlen, wenn es gilt, dem Mitmenschen ein Opfer zu bringen, — sich bereits beim Beseleerfonds betheiligt haben und alle Ausichten vorhanden sind, daß Oldenburg in dieser Angelegenheit keiner Stadt Deutschlands nachstehen wird.  
D. 1847, Nov. S.

**M u s i k.**

Sonnabend, den 7. November: „Musikalische Quartett-Solée im kleinen Casino-Saale von dem Großherzoglich Oldenburgischen Hofcomponisten Louis Pape.“ — Trotzdem, daß man hier vielfach die Behauptung aussprechen hörte, Herr L. Pape sei einer der ersten, das heißt einer der größten, wo nicht gar der größte, der jetzt lebenden Componisten; so war es demselben doch nicht möglich gewesen, für ein großes Concert mit Orchester, in welchem er eine seiner Symphonien zur Aufführung bringen wollte, die erwünschte und gehoffte Theilnahme zu gewinnen. Er sah sich daher genöthigt, wollte er hier einiges von seinen neuen Erzeugnissen zu Gehör bringen, eine mit wenigern Kosten verknüpfte musikalische Abendunterhaltung zu geben. — Das Programm brachte I. ein Streichquartett von L. Pape. — Musikfreunde, oder wenn man will Musikkenner, die dies Quartett in der Probe gehört hatten, konnten dasselbe nicht genug rühmen; sie stellten es denen von Beethoven mindestens an die Seite. Man hatte übrigens dasselbe früher auch von seinen Symphonien gesagt, die allerdings an Beethoven erinnerten, aber nicht eben auf die rühmlichste Weise; daher war auch jetzt ein so übermäßiges Lob nicht im Stande, unsere Erwartung gar zu hoch zu spannen; — indeß fanden wir doch mehr, als wir erwartet hatten. Das Quartett überraschte uns in der That. Können wir auch nicht in die ungeheure Lobposaune mit einstoßen, so bekennen wir doch gern, daß sich in diesem Quartett ein oft mit gutem Erfolg gekröntes, rühmliches Streben nach dem Edlern, Besseren in der Kunst zu erkennen giebt, welches immerhin die wärmste Anerkennung und Aufmunterung verdient. — Hierauf folgten zwei Lieder für Sopran von Mendelssohn und Gurschmann, von Legierem „Der kleine Hans“, der nicht sowohl gesungen als gesticulirt wurde. Auch ein Lied für Tenor, mit obligater Clarinette- und Pianoforte-Begleitung von L. Pape wurde uns noch zugemüthet. Wir schweigen über den Vortrag desselben — derartige Reproductionen gehören nicht in das Bereich der Kunst. Wir hörten noch: Großes Trio (B-dur) für Pianoforte, Violine und Violoncell von Beethoven, — das uns heute sonderbarer Weise länger vorkam als sonst — und zum Schluß: Großes

Quintett für 2 Violinen, 1 Viola und 2 Violoncellen von L. Pape. Dies Quintett wurde ebenfalls mit großem Beifall aufgenommen, indeß war der hier sich äußernde Enthusiasmus sicher ein gemachter, ein freundschaftlich forcirter; denn unmöglich konnte diese Musik zu solchen Beifallsbezeugungen hinreißend sein. Was uns betrifft, so müssen wir — ein Feind aller Heuchelei — geradezu bekennen, daß wir kürzlich nichts langweiligeres, werthloseres in der Musik gehört haben, als dieses Quintett. Der Componist des vorherigen Quartetts, das wenigstens durch das Gepräge der Einfachheit sich auf das rühmlichste auszeichnete, war hier nicht wieder zu erkennen. Eine Ueberladung, eine Ueberfüllung von nichtisagenden Tönen und Passagen ließ hier keinen Hauptgedanken aufkommen und erkennen. Die Instrumente jagten einander wie toll — die Aufmerksamkeit der Hörer wurde bald hierhin, bald dorthin gezogen, bis sie endlich, müde des fruchtlosen Suchens nach irgend einem charakteristischen Grundgedanken, sich zur Ruhe begab. — Einfachheit ist besonders in der Musik nöthig, wenn sie von Wirkung sein soll. Ueberladung verträgt keine Kunst, am wenigsten aber die Musik. Einfachheit, Klarheit, Durchsichtigkeit ihren Producten zu verleihen, darnach sollen vorzugsweise die Componisten streben, und zu diesem Behufe ist ihnen nicht dringend genug ein aufmerksames, besonnenes, anhaltendes Studium der klassischen Meisterwerke — vorzugsweise die eines Haydn — zu empfehlen. Dadurch wird das wahre Genie leicht inne werden, welchen Weg es einzuschlagen hat, um das rechte Ziel zu erreichen.

Daß Herr L. Pape mehr als bloßes Talent, daß er wirklich Genie besitzt, hat er heute durch einige Stellen in seinem Quartett bewiesen; das Quintett aber mit gleichem Beifall zu belohnen, halten wir für eine übel angebrachte Freundschaftsbezeugung, die nur irre leiten kann. Wir haben deshalb unsere Meinung nach gewohnter Weise hier unumwunden ausgesprochen, weil wir glauben, daß die Wahrheit, wenn sie nackt einhergeht und bestimmt auftritt, eher erkannt werde, als wenn sie verummumt und unsichern Schrittes einher schleicht.  
Der Beobachter.

**E r k l ä r u n g.**

Der Artikel „Warnung“ in Nr. 86 des Beobachters wurde uns mit der Unterschrift, wie sie abgedruckt steht, zugesandt. Der Einsender nannte sich „Lü d k e, H o f k o c h.“ Daher die Verweigerung der Aufnahme von Herrn L. Lü d k e's „Erklärung“, welche mit der in Nr. 88 abgedruckten „Aufforderung“ zugleich eingesandt war.  
Der Beobachter.

**Großherzogliches Hof-Theater.**

Dienstag, den 9. Nov. (3. Vorst. der III. Serie): Der Vetter. Lustspiel in 3 Acten von Bendix. — Das Sonntagräufchen. Lustspiel in 1 Aufzug von Floto.  
Donnerstag, den 11. Nov. (6. Vorst. der III. Serie): Achilles. Drama in 3 Acten von G. Palleste.

# Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 12. November 1847.

N<sup>o</sup> 91.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

## Wer soll den Schaden bezahlen?

Zu diesem Thema haben wir folgendes Factum. Bekanntlich wurden in der letzten Hälfte des Monats Mai d. J., als die Roggenpreise ihren höchsten Standpunkt, 250 bis 260  $\text{fl}$  die Last, erreicht hatten, mehrere Kirchspiele durch die Aemter veranlaßt, Roggen anzukaufen, um wenigstens — wie das Motiv dazu lautete — der Möglichkeit eines wirklichen Mangels vorzubeugen. Eine Wahrscheinlichkeit, wie auch von den Ausschüssen dagegen eingewandt sein soll, war gewiß überall auch nicht einmal vorhanden, denn es waren schon seit den Monaten Februar und März mehrere Verkäufe von Roggen auf Lieferung im Monat Juni zu 150  $\text{fl}$  die Last, also wenigstens 100  $\text{fl}$  billiger, durch Bremer solide Handlungshäuser, selbst bei uns abgeschlossen, zudem in den öffentlichen Blättern zu verschiedenen Malen angezeigt, daß im Auslande große Quantitäten angekauft und mehrere bedeutende Schiffladungen bereits schwimmend nach der Weser unter Weges seien.

Die guten Ausschüsse der Kirchspiele, der väterlichen Fürsorge ihres Amtes für seine Eingefessenen vertrauend, ließen sich indeß leicht bewegen und willigten gerne in die Ankäufe zu den damaligen enormen Preisen. Auch das kleine, etwa 700 Seelen zählende Kirchspiel A. erhielt sein Deputat mit 1 1/2 Lasten und damit zugleich eine erneuerte Schuldenlast von etwa 380  $\text{fl}$ . Wer diese bezahlen soll, oder woher solche nehmen, daran wurde wahrscheinlich in diesem augenblicklich eingebildeten Drange der Noth überall nicht gedacht. Genug, der Roggen ward gekauft, geliefert, empfangen — man sagt, durch den beim Siel angestellten Messer — zugleich etwas durchnäht — zu Boden gebracht und — liegt noch bis zur Stunde ruhig an demselben Ort! In einigen Kirchspielen wurde nun der angekaufte Roggen

sofort verbacken und das Brod zu heruntergesetzten Preisen an die bedürftigsten Kirchspieleingefessenen abgegeben, also doch Gutes für den Augenblick damit gestiftet. Andere Kirchspiele dagegen, als schon bald darauf Ausgangs Mai und Anfangs Juni mehrere Schiffladungen mit Roggen angelangt und die Preise bereits um 40 bis 50  $\text{fl}$  pr. Last gefallen waren, eilten sich, den Zeitpunkt schnell zu benutzen und ihren Roggen, wenn auch mit einigem Verlust, wieder loszuschlagen. Ganz anders handelten indeß die Localbehörden des Kirchspiels A. für das Wohl ihrer Gemeinde. Diese hatten es für gut befunden, mit dem Empfange ihres Roggens vorläufig sich nicht weiter um dessen Verwendung zu bekümmern, obgleich, wie ein Mitglied des Ausschusses selbst erzählt, zu Anfang des Fallens der Preise ein Brodbäcker noch 230  $\text{fl}$  pr. Last dafür zu zahlen sich erboten haben soll. Vorschläge, die späterhin in einer Rathssitzung des Ausschusses ebenfalls von einem Mitgliede desselben gemacht sein sollen, den Roggen verbacken zu lassen, wozu sich bereits ein Bäcker unter billigen Bedingungen verstanden und dann das Brod 12 gr unter dem laufenden Preise an jeden Kirchspielsinteressenten abzugeben, sind gleichfalls von den übrigen Mitgliedern verworfen und, wie wir hören, abermals aus der väterlichen Fürsorge, daß alsdann die übrigen Brodbäcker das ihrige nicht zu den festen Preisen würden verkaufen können, folglich damit sitzen bleiben, oder doch wenigstens mit Schaden würden verkaufen müssen. Während solcher und mehrerer nachherigen nutzlosen Berathungen des Ausschusses sind nun beinahe sechs Monate verstrichen, der gekaufte Roggen lagert fortwährend ruhig auf dem Boden, seine Metamorphose immer noch erwartend, die Preise sind indeß auf 70 bis 80  $\text{fl}$  heruntergegangen und es liegt die Aussicht vor, daß an dieser kleinen Quantität ein Verlust von etwa 250 bis 260  $\text{fl}$  für die Gemeinde

